

Vom Festefeiern in Ostpreußen

Berichte über die Festbräuche zu Hause und Anregungen für Familie und Arbeit
mit Gruppen
von Hedwig von Löhöffel-Tharau



„LIEBE FREUNDE UND LANDSLEUTE“, — so schrieb Hanna Wangerin in der 1. Auflage dieses Heftes — „Es ist mir eine große Freude, dieses Heft in Ihre Hände geben zu können. Ja, so war es daheim! Unsere Festzeiten im Jahreslauf, vertraute Sitte und Brauch mit aller ihnen innewohnenden Vorder- und Hintergründigkeit, — Wärme und Kraft der Heimat und ihrer Menschen und die ihnen eigentümliche Lebensart werden uns beim Lesen unmittelbar gegenwärtig.

Sich auf das Wesentliche besinnen, Heil und Segen daraus schöpfen in unserer Zeit, das meint Hedwig von Lölhöfel mit diesem Gang durch ein ostpreußisches Jahr und ihrem Gang zu den Ursprüngen der alten Bräuche, die unsern Festen ihren tiefen Sinn und Gehalt gaben. Unser herzlicher Dank sei der Verfasserin, die auf Grund ihres eigenen Erlebens und Wissens verantwortlich die Textgestaltung übernahm, an dieser Stelle gesagt, ebenso unseren Landsleuten für ihre Erzählungen und Erich Behrendt, der für uns etliche der vielen Bilder, die uns beim Lesen des ersten Teiles vor Augen stehen, so treffend und köstlich zeichnete.

Beiträge und Ergänzungen zu den vorliegenden Schilderungen der Feste und Bräuche, wie Sie, liebe Leser, diese zu Hause erlebt haben, wie auch Anfragen an Hedwig von Lölhöfel nehme ich gerne entgegen. Möge der Inhalt dieses Heftes ausstrahlen und der Ausgangspunkt für Erinnern, Nachdenken und Handeln sein!

Dem ist kaum etwas hinzuzufügen. Bräuche und Feste schildert und bewahrt dieses Heft nun seit einer Reihe von Jahren. Damit ist Hedwig von Lölhöfels Büchlein schon selbst ein Stückchen Tradition geworden. Wie aktuell und wichtig dieses Bemühen um den Erhalt und die Wiederbelebung der ostpreußischen Kultur gerade in unserer Zeit ist, davon zeugt deutlich die anhaltende Nachfrage nach dem vorliegenden Heft, auf die wir nun mit einer Neuauflage im Jahre 1987 antworten.

Hamburg 1987, Doris Jacobs

© Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Abteilung Kultur
Druck: Gerhard Rautenberg, Leer (Ostfriesland)
Neuauflage 1987

Eine Handvoll Fragen

zu unseren Festbräuchen . . .

„Festefeiern — das verstand man in Ostpreußen wirklich!“

Hören wir solche Äußerungen, drängen sich uns mancherlei Fragen auf:

Verstand man denn das Festefeiern in Ostpreußen besser als in anderen Landschaften?

Können unsere Landsleute es heute immer noch so gut wie früher? Oder haben sie es in anderer Umgebung verlernt?

Woher und aus welchen Zeiten stammen die ostpreußischen Festbräuche? Welchen Sinn mögen sie haben? Und vor allem: Können sie für uns Heutige noch sinnvoll sein?

Ist es nicht nur ein Zurückschauen auf längst Vergangenes, Sinnlosgewordenes, wenn wir heute noch Bräuche „pflegen“ oder von ihnen erzählen?

Welche Bräuche sind es wert, bei uns in Familie und Landsmannschaft weiterzuleben und in welcher Form?

Diese Fragen zu beantworten, werden wir im Laufe unserer Darstellung und besonders am Schluß versuchen. Zunächst wollen wir uns verschiedene ostpreußische Festbräuche vor Augen führen. Nicht nur ich als Natangerin will davon erzählen. Ein Ermländer mit seiner Schwester und drei Frauen aus den Gegenden um Tilsit, Insterburg und Angerapp-Darkehmen haben dazu beige-steuert, als sie in ihren plattdeutschen Mundarten ein Tonband besprachen. Hier geben wir ihre Worte in hochdeutscher Übersetzung wieder.

Hedwig von Lölhöfel-Tharau

Vom Rasemuckenjagen und vom Schmackostern

Ostern: Manchmal war nach langem Winter gerade erst der Schnee getaut, gerade erst das Eis geschmolzen. In anderen Jahren hatte der plötzliche ostpreußische Frühling schon begonnen; Kinder liefen barfuß über sonnenbeschienenes Gras, suchten buntgefärbte Ostereier zwischen Sternblümchen und Anemonen, im Ausflußrohr der trockenen Dachrinne oder in der ausgesägten Tulpe der Fensterladen. Die ermländischen Hügel über den Tälern der Alle, der Walsch, der Passarge wurden in der Morgendämmerung bestiegen, alt und jung waren auf dem Weg, um in der aufgehenden Sonne das Osterlamm springen zu sehen.

Hier im Ermland, rings um die roten Burgen und Kirchen von Röbel, Bischofsburg, Heilsberg, Wormditt, Guttstadt bis ans Haff um Braunsberg und Frauenburg war Ostern das größte Fest für die dortige katholische Bevölkerung. Dennoch hatten sich uralte heidnische Bräuche aus der Altpreußenzeit oder aus den Herkunftsländern der einstigen Zugewanderten mit christlichen verflochten. So erzählt unser Ermländer, Landsmann Lilienweiß aus Arnsdorf:



„Na ja, in der Karwoch' ging's ja manchmal noch ein bißchen lustig daher. Und das fing an mit dem Krummittwoch. Da gab's so allerhand „Spoßches“. Das war mit vielem Lachen verbunden. Da kriegte denn jeder, wenn er nicht aufpaßte, einen Eimer voll Wasser über'n Kopf, daß er erschrak und versuchte, so schnell wie möglich zur Flucht zu kommen. Wir nannten das zu jener Zeit „dat Rosemuckejoage“. Auf die Art wurde denn mancher angeschiert. Da weiß ich noch: da waren wir im Viehstall, da war die lange Leiter, die auf den Schoppen ging, und die Knechte, die hatten sich schon auf den Schoppen vorausgemacht, hatten Eimer voll Wasser mitgenommen, und da wurde tüchtig herumgehaust, dunkel gemacht, — und an der Leiter, da stand eine von den Mädchen — es war die Martha — und die mußte die Schürz' aufhalten und da die Rasemucken auffangen. Und dann auf einmal, da ging es los: „Pass off, Martha, nu komme se, nu komme se —“ auf einmal da kam ein Eimer Wasser herab, und da war die Martha ganz begossen. Und die schrie natürlich tüchtig und fluchte, und dann ging das immer so weiter. —“



Von Gründonnerstag im Städtchen Mehlsack wußte seine Schwester zu erzählen:

„Da hatten wir uns einen Kringel gekauft, und denn wurde gezogen, und wer das größte Stück hatte, der konnte sich was wünschen, und der Wunsch sollte dann in Erfüllung gehen.“ —

Auf dem Lande wurde natürlich nur selbst gebacken. Frau Kausch aus der Insterburger Niederung zwischen Pregel und Memel meinte kurz und bündig: „Ja, Gründonnerstagskringel hatten wir auch. Der wurde übers ganze große Fladenblech ausgelegt, und dann wurde er mit Birkengrün ausgeschmückt und kam mit dem Blech auf den Tisch. Nachdem — „opgeschneede on alle Mann ran!“ —

Frau Radszun aus der schönen Gegend um die Angerapp, dem Fluß, der das Wasser der masurischen Seen zum Pregel hin leitet, erzählt vom Osterwasserholen, das sie gern mitmachte. Sie meinte aber, es sei nichts in Erfüllung gegangen, weil sie nicht daran glaubte:

„Und einmal, da hatten wir gerade Besuch und gingen denn morgens unsere Freundin abholen. Vor Sonnenaufgang mußte das gemacht werden, sonst hat das sowieso keine Gültigkeit. Es muß ja nun vom fließenden Wasser geholt werden, aus dem fließenden Bach, sonst hilft es auch nichts. Na, und unser Ragschd ging ja nun, wenn ich mich nicht ganz in der Himmelsrichtung irr', von Osten nach Westen. Da gingen wir nun, und wie wir an die Stelle kamen, wo es am schönsten und am klarsten ist, da sahen wir schon zwei junge Mädchen, die wollten denn auch Osterwasser schöpfen. Na, da sagt' ich denn: „Warum solle dee denn

jetzt schon Glück hätte? Dee will wi moal anrede, dee motte noch e Joahr warte. Dee sinn veel to jung tom jetzt schon e krumme Arm moake, met eenem spazeere gohne." Und gesagt, getan. Wir kamen freudig lachend heran, ja, und die konnten sich auch nicht bergen, die lachten mit. Na, ich sagte: „Nu häbb ju jelacht, — nützt nuscht, mott ju noch e Joahr warte.“

Und nun vom Schmackostern, das wie das Osterwasserholen in ganz Ostpreußen üblich war. Frau Kausch erzählt aus ihrer Kinderzeit:

„Es war schon im März, da hatten wir uns Osterruten geschnitten. Birken und auch Weiden, und die standen denn in der warmen Kuch', damit sie schon anfangen zu sprießen. Denn zu Ostern muß auch das erste Grün da sein. Und wir Kinder hatten uns noch besonders große Wischer gehauen, denn wir gingen schmackostern. Ich weiß noch: einmal, da war ich so'n Marjellchen von sieben, acht Jahren, da gingen wir mit den größeren Mädchen spazieren, und da sagten die: Weet ju, wat? Ju könne moal hier rin gohne, dem Förchter schmackostere!" Herrje, ich wurd' ganz puterrot, aber ich sagte: „Goh man rin!" Na, und da war die Förstersfrau: „Joa", sagte die, „dat es fein, datt ju kome! Onse jonge Männer sind noch alle inne Bedd.“ Da war so'n ganz großer Haufen junge Kerls, und wie ich da reingeh' und fang' die an zu schmackostern — wie ich den ersten, zweiten schon schmackostert hatte — Zudeck auf und immer mit der Rute auf die nackten Füße — da sind sie gesprungen! Und quiekten und schrien! Aber an den vierten und fünften kam ich schon nicht mehr heran, die waren schon alle draußen und sagten, ich sollt' sie bloß in Ruh'



lassen, sie würden mir schon mein Teil geben. Und dann kriegte ich Dittchen und Ostereier, ja, auch Zuckerwaren: Keichelchen und Osterhasen. Auch den alten Förster schmackosterte ich noch zu guter Letzt. Der ließ sich das so recht gefallen. Er sagte, das frisch die Lebensgeister so richtig auf.

Unser Spruch war immer:

„Oster, schmackoster, bunt Oster,
fief Eier, Stück Speck,
vom Koke de Eck,
eh'r goh wi nich weg!"

Frau Laging erzählt von der Osterwoche zwischen Tilsit und Ragnit. Wie sie dort jeden Gründonnerstag ihre Blumenstauden umpflanzten und wußten, daß die Blumen dann besonders gut gediehen, wie sie Karfreitag und Ostersonnabend nur das Nötigste für Mensch und Tier verrichteten, mit glattgekämmten Zöpfen zur Kirche fuhren. Zuletzt vom Schmackostern:

„Manchmal kamen die Kinder schon sehr früh, und wir gingen dann zu unseren Nachbarn. Es kam vor, daß wir gar keine Birkensträucher fertig-gemacht hatten. Dann gingen wir in den Garten und schnitten vom Stachelbeerstrauch ab, und das hat gespickt! Und dann schrien sie: „Loat mi bloß senn, loat mi bloß senn! Du kriegst so veel Eier on so veel Koke on so veel Speck!" Das hat uns den größten Spaß gemacht.“

Was hatte es wohl auf sich mit dem geheimnisvollen Osterwasser, dem nicht immer angenehmen „Schmackostern“? Wer sind die spukhaften Rasemucken? Nur die Bezeichnung für etwas nicht Vorhandenes, was zum Anführen Uneingeweihter diene? Stelle man sich etwas Bestimmtes darunter vor? Menschen oder Tiere? Wichtelmännchen wie die „Barstücken“ (altpr. endbetont!) unter der Schwelle des Hauses oder wie die flammenden „Sperkukse“ im Ofenloch? In den einzelnen Gegenden Ostpreußens hat man sich wohl ganz verschiedene Vorstellungen von ihnen gemacht. Im Oberland um die Seen herum zwischen den Städten Pr. Holland, Mohrungen, Osterode bis ins Westpreußische hinein hießen sie „Rosbock“ oder „Roschbock“ (anfangsbetont). Man stellte sich kleine Reh- oder Ziegenböcke darunter vor. Dort fand das „Roschbockjagen“ in der Neujahrsnacht statt, anderswo auch Fastnacht. Im Oberland und im Ermland, wo schlesische und andere oberdeutsche Dialekte gesprochen wurden, kann das Wort nur ein deutschstämmiges sein und „Rasebock“ heißen, verwandt mit „Rosenmontag“, dem „Rasemontag“.

In Masuren, dem großen Seenland zwischen Lyck und Neidenburg, wo die Nachkommen der masovischen Eingewanderten trotz ihrer Zugehörigkeit zu Preußen und trotz ihres evangelischen Glaubens den slawischen Dialekt bewahrt hatten, heißt das Wort „Rosemak“ oder „Rosemock“ (endbetont!) und bedeutet Bösewicht, Vielfraß, Unhold.

Im einstmalig litauisch besiedelten nördlichen Teil Ostpreußens wie auch in Teilen Masurens wurde es als Schimpfwort gebraucht. Die Wortstämme des „Rosemock“ bedeuten „auseinandertreiben“ und das altslawische Wort „smok“ einen Hausgeist, eine Art Rumpelstilz, der Lärm macht und alles auseinanderbringt, oder auch einen Drachen, ein Fabeltier. Einen Geist auf dem Dachboden, unserer „Lucht“, gibt es auch in anderen Gegenden Deutschlands. In Schleswig-Holstein wurde er mit dem Besen vom Speicher gejagt, bevor die neue Ernte hineinkam. Auch aus Scheunen wird er vertrieben und draußen bei der Ernte wird mit der letzten Garbe ein Tier gefangen. In Süddeutschland ist es der „Sommerwolf“ oder ein Hase, auch ein Rehbock, was wieder an unseren oberländischen „Roschbock“ erinnert.

Das Austreiben des Rasemucks war also früher ein selbständiger Brauch, verwandt mit dem Winteraustreiben oder dem „Judasjagen“ zur Osterzeit in anderen Teilen Deutschlands. Später erst wurde es zur Neckerei, verbunden mit dem Wasserguß.

Daß gerade um die Osterzeit dem Wasser heilsame Kräfte zugesprochen wurden, zeigt der Osterwasserbrauch. Er forderte, daß man sich ganz der Wirkung des vom Eise befreiten, aller schädlichen Keime baren Wassers hingab. Die Mädchen, die bei Sonnenaufgang zum fließenden Gewässer gingen, weder sprechen noch lachen noch sich umkucken durften, sahen beim Wassers schöpfen im Fluß oder Bach das Bild dessen, der noch im gleichen Jahr um sie freite. Dann, wenn man mit vollem Tonkrug zu Hause angelangt war, wusch man sich mit dem Osterwasser, das Gesundheit und Schönheit verlieh.



Allen, die danach noch in den Betten lagen, frischte dann die Osterrute „die Lebensgeister auf“. Der alte Förster wußte das besser als die jungen Burschen, die aus den Betten sprangen und ihre Gaben austeilten, ohne die heilsamen Schläge empfangen zu haben. Belohnungen mag es ursprünglich gewiß nicht gegeben haben. Erst als sie üblich wurden, verlegte man den Brauch vom Ostersonntag auf Ostermontag, damit man von seinen Eiern schon etwas abgeben konnte.

Die tiefere Bedeutung all dieser ernsten oder scherzhaft gewordenen Handlungen wollen wir erst in der Gesamtschau am Schluß zu ergründen versuchen.

Vom Kalmus und von der Alwieteschockel

Über das Pfingstfest erzählte unser Ermländer, daß in seiner Jugendzeit das Kirchliche im Vordergrund stand, am „Drittfeiertag“ aber die Umzüge der Schützen-gilde und das Schützenfest. Hier handelt es sich um Bräuche, die die uralten „Wettkämpfe zum Sommergewinn“ abgelöst haben.

Aus der Insterburger Gegend hören wir, was auch sonst überall üblich war: „Ja, wir holten doch Pfingstsonnabend Bärlapp aus dem Wald. An jeder Seite von der Haustür stand ein großer Birkenbaum im Wassereimer, damit er lange frisch hielt, und in der Stube, da war auch alles mit Ästen ausgesteckt. Überm Bett hingen ganz große Birkenäste, — da schlief sich's noch mal so schön. Die ganze Stube roch dann nach Laub. Auch hinterm Spiegel und hinterm Schaff (großer Schrank), auch aus allen Ecken kuckte Grünes vor. Wenn eher Pfingsten war, das war schöner, weil das Laub dann noch so klein war. Wenn es erst größer und wenn es schon warm war, dann waren da so viele Tierchen mang, dann schimpfte die Mutter schon, aber wir Kinder ließen nicht nach: Grünes mußte in der Stube sein!“

Am schönsten roch es, wenn die Dielen zu Pfingsten mit Kalmus, dem Schilf, ausgestreut wurden. Klein gehackt strömte er herrliche Düfte aus. In den fast leeren Scheunen wurden große Schaukeln angebracht. Zu den Klängen einer Handharmonika, die ein Alter zu spielen pflegte, wurde geschaukelt und dazu gesungen und gejuchet bis ins Dunkel hinein.

Von einer ganz besonderen Schaukel erzählt Frau Laging:

„Bei uns in der Tilsiter Gegend war es Sitte, daß die jungen Leute Pfingstsonnabend in den Wald gingen. Dann wurden Alwieteschaukeln gebunden. Was „Alwiete“ heißt, das weiß ich nicht, das hab' ich schon vergessen.“

Es folgt eine Beschreibung der Schaukel. Als nun 1967 bei einem landmannschaftlichen Abend in Eutin das Tonband mit dieser Erzählung lief, erhielt ich eine noch deutlichere Beschreibung von Landsmann Erich Scheer aus Unter-eißeln:

„Etwas reifere Männer suchten im Wald zwei parallel stehende kräftige Kiefern bäume, deren Baumkronen etwa vier Meter von der Erde entfernt waren. Der Abstand voneinander konnte 1,50 Meter sein. (Diese Bäume blieben an Ort und Stelle stehen.) Es mußten dann zwei junge Birkenbäume, Durchmesser etwa sechs Zentimeter, vier Meter Länge, mit guten Baumkronen gesucht werden. Außerdem mußten Alwieten besorgt werden. Alwieten sind ein weidenartiges Gebüsch mit recht schmalen Blättern, dessen Triebe von ungeheurer Widerstandsfähigkeit und unzerbrechlich sind. Die Birkenkronen wurden dann mit Alwieten zu Kränzen von ca. 15 Zentimeter Durchmesser fest verflochten. Durch die Kränze wurde dann ein Rundholz, etwa 2,5 Meter Länge und zehn Zentimeter Durchmesser, geschoben und an den ausgesuchten Kiefern bäumen im Kronen-gehölz gut befestigt. Am unteren Ende der Birkenstangen wurde ein gutes Sitzbrett befestigt, und die Schaukelei konnte beginnen. Die Reibfläche der Kränze an dem Querholz wurde mit Schmierseife eingefettet.

An den Feiertagen und Klein-Ostern (Sonntag nach Ostern) versammelte sich an der Schaukel viel Jugend, und auch ältere Leute sahen dem fröhlichen Treiben zu. Junge Leute wetteiferten: jeder wollte am höchsten sein Mädchen durch die Lüfte schwingen. Es hat jedenfalls viel Spaß gemacht . . . Es war eine unvergeßliche Zeit.“



Soweit Landsmann Scheer. Und nun lassen wir Frau Laging weitererzählen:

„Gewöhnlich huckte sich ein junges Mädchen auf das Brett hin, und ein junger Mann stellte sich 'rauf. Manchmal überschlug sich die Schaukel um den Querbaum herum. Und dann haben wir Kinder geprachert: „Nu loat ons doch ok mal e bößke schockle!“ Na, dann hatten die jungen Leute auch mal Erbarmen. Wenn aber die jungen Leute weg waren, wurde direkt vom Gendarm verboten, daß die Schaukel so frei hing. Dann mußte sie angebunden werden und mit einer Kette angeschlossen. Mit den Alwieteschaukeln, das war so von Tilsit, Ragnit bis Schmaleningken, Wischwill, Sokaiten und Pogegen und Modisken — ich bang' mich manchmal so nach der schönen Gegend. Wie schön, das kann ich gar keinem erzählen, und wie zufrieden wir alle waren, und so viel Spaß haben wir gehabt!“

Diesen ausführlichen Schilderungen sei noch hinzugefügt, daß das Wort „alwite“ im Alt-Litauischen eine Weidengerte bezeichnete. Also gab das Weidengeflecht der Schaukel ihren Namen. Wie in der Weidenrute beim Schmackostern vermutete man im Weidengezweige der Schaukel wirksame Lebenskräfte. Jene schlug nach dem Winterschlaf die Lebensgeister wach, diese wiegte junge Paare, die Zeit der Blüte und Reife verheißend, im Jahreslauf wie im Menschenleben.

Vom Johannisfeuer und von neuerlei Kraut

Unsere Erzählerin aus dem Kreise Darkehmen berichtet von der Sommer Sonnenwende:

„Am Johannesabend wurde „Hex verbrennt“. Es wurde ein Wagenrad genommen, und in die Achse wurde viel Teer geschmiert. Dann wurde die Weißdornhecke beschnitten und möglichst viel Tannenäste, und die mußten trocken sein, damit das Feuer gut brannte. Auf der höchsten Erhebung von unserm Land wurde Johannesfeuer gebrannt. Damit sollte vom ganzen Land alles Unwetter ferngehalten werden.“

In der Tilsiter Gegend war es etwas anders:

„Bei uns wurde zum Johannisfest ein großes Faß angerollt. Da wurde Holz und Strauch reingesteckt, mit Teer vollgegossen und an einem großen Pfahl befestigt. Der wurde in die Erde gegraben. Die jungen Leute kamen zusammen, steckten ihn an, und dann haben sie getanzt — Ziehharmonika hatten sie — Polka haben sie getanzt und wie die Tänze damals alle hießen. Wir Kinder freuten uns, daß wir so lange aufbleiben durften. Es war direkt an der Memel auf einem Berg. Von da ging der Schein über die Memel nach rechts und nach links. Überall verbrannten die ollen Hexen.“

Und dann mußten wir vom Beet siebenerlei Blumen holen. Die wurden zum Blumenstrauß zusammengebunden, und dann stellten wir uns hin und schmissen den Blumenstrauß über den Kopf aufs Dach. Ist ganz gleich, was für ein Dach das war: Hausdach oder Stalldach oder Schauerdach oder ein Scheunendach. Das niedrigste Dach suchten wir uns aus. Und wenn der Strauß oben blieb, dann ging unser Wunsch in Erfüllung. Und kam er runter, na, dann hatten wir Pech gehabt.“

„Ja, das hatten wir bei uns auch — stimmte Frau Kausch ihrer Schwägerin zu: — Aber wir setzten auch Johanneswurzeln. Da wurde eine Beete- und eine Wrukenpflanze mit den Wurzeln zusammengewickelt, — so richtig zusammengedreht und dann eingepflanzt, so wie eine Pflanze gesetzt werden muß. Und dann waren wir schon neugierig: wuchsen sie an? Die beiden Pflanzen waren mein „Schmisser“ und ich, und da kuckten wir denn schon nach: ja, sie wuchsen an! Dann wußten wir: das wird auch ein Paar!“

Aus Natangen, dem Land zwischen der nördlichen Alle, dem Pregel und dem Frischen Haff erzählte man sich, daß in der Johannisnacht, wenn auf weiten

Wiesen das Gras schnittreif stand, ein Sensenmann zu hören war. Der dengelte seine Sense und rief:

Schrap, schrap, hau sacht,
langer Dag, korte Nacht.

Es war die Wiesenschnarre, ein Vogel, der sich nachts in einen Hauer verwandelte. In alten Zeiten soll dann am Morgen das Gras in Schwaden gelegen haben.



Überall im ganzen Land bescherte diese Nacht Wunder über Wunder. In Masuren wußte man zu berichten, daß das Farnkraut im Wald goldene Sternblumen trage. Wer sie fände, erfahre vielerlei seltsame Dinge, so auch die Kunde von vergrabenen Schätzen. Die Samen des Farnes hätten in dieser Nacht besondere Heilkräfte.

Es ist bekannt, daß die meisten Arten von Heilkräutern vor Johanni geerntet werden sollen, weil später ihre Wirkung abnimmt. So sammelte man in Natangen und im Samland neunerlei Kräuter und flocht sie in der Johannisnacht zum Kranz. Den warf man rückwärts über den Kopf ins Fenster oder band ihn an eine Schnur, die zum Fenster hinaushing. Wie beim Osterwasserholen mußte man schweigen, bis man in der Schlafstube angelangt war und den Kranz unters Kopfkissen gelegt hatte. Der Traum dieser Nacht sollte dann in Erfüllung gehen. Diese neun verschiedenen Heilkräuter, in den Gräben am Feldrand gepflückt, hat man in früheren Zeiten, als die Menschen noch weiser waren, unter dem Kissen liegen gelassen. Schafgarbe war dabei, Kamille, Johanniskraut, Jesu-Wunden-Kraut, Labkraut, Schachtelhalm, Feldstiefmütterchen und was sonst noch an heilkräftigen Pflanzen zu finden war.

Das „Hex verbrennen“ nannte eine unserer Erzählerinnen „einen alten heidnischen Brauch. Es gibt sehr viele Bräuche, in denen heidnische Vorstellungen mit christlichen verwoben wurden. Das Hexverbrennen allerdings kannten weder die Altpreußen noch die Altgermanen oder sonstige heidnische Völker. Es stammt aus dem ausgehenden Mittelalter, da man wirklich der Zauberei verdächtige Frauen und Mädchen auf den Scheiterhaufen stellte. Hexen, als häßliche Hutzelweiber auf Besen reitend dargestellt, hat man in der Frühzeit nicht gekannt. Im Altdeutschen waren die „Hagedissen“ die Waldweisen: Frauen, die mit Kräutern und Segenssprüchen heilten. Sie waren schön wie die Walpurgis — im Märchen „Allerleirauh“ genannt, die in der Maiennacht oder Mitsommernacht vom Jäger gefangen, vom König zur Hochzeit geführt wurde. Ähnliche Gestalten hat es auch bei den Altpreußen und Litauern gegeben. Bei der Bekehrung zum Christentum wurde — wie immer im Menschenleben — hier in weiser Überlegung, dort mit ungestümem Eifer gehandelt. Wer die heiligen Eichen der Preußen fällte, mußte gewärtig sein, selber ein Opfer der Axt zu werden. Wer aber behutsam an eine heilige Linde ein Muttergottesbild heftete oder, wie später Margarethe von Kunheim, Luthers Tochter, es tat, den Opferstein von Knauten zum Taufstein bestimmte, konnte des Erfolges gewiß sein. Daß man die heilkundigen Frauen zu bösen Zaubereyen und Hexen machte, hat keinen Segen gebracht.

Im Johannisbrauch trat die Hexe in Form einer Strohuppe an die Stelle älterer Gestalten, besonders der des Winters beim Osterfeuer.

Vom Johannisfeuer wurde an manchen Orten von jeder Familie ein brennendes Holzschicht mitgenommen und damit das Herdfeuer neu angezündet.

Vom Roggenband und vom Plon

Viele Ostpreußen bezeichnen die Erntezeit, die „Austzeit“ zu Hause als schönste Zeit des Jahres, wenn sie auch den meisten Schweiß kostete. Landsmann Lillienweiß hat die großen Ereignisse auf dem Hof seiner Eltern immer als

„etwas Feierliches“ empfunden — das Viehaustreiben um den 1. Mai herum sowie das Kornanhauen Mitte Juli. „Denn stüng wi aller“, erzählt er in seinem Platt.



„Dann standen wir alle und sahen wir, wie die Kühe und das Jungvieh ausgetrieben wurden, und das war alles so, als wenn das was Besonderes war. Genauso war es, wenn die zweijährigen Pferde angelehrt wurden. Und so war es mit der Heuaust und mit der Kornast. Wer dann die erste Sense hatte, für den war das immer ein Vorrang, eine eigentliche Ehre.“

Und ähnlich war es wohl im ganzen Land: Arbeit war Gottesdienst, besonders in ihren hohen Zeiten. Der Sämann warf die ersten Körner in Kreuzform auf den Acker. Ein Kreuz malte der Bauer mit dem Schaufelstiel in die Körner des ersten Scheffels, ein Kreuz schnitt die Mutter vor dem Brotanschneiden in die Kruste. Arbeit und Gebet zugleich. So waren auch die Reime beim Binden und bei der Überreichung der Erntekrone mit Segenswünschen verbunden.

„Bei uns in Natangen war das so: Wenn der Roggen angehauen wurde, ging der Bauer oder Gutsbesitzer mit seiner Frau, den Kindern und Sommergästen aufs Feld. Das erste Mädchen nahm ein Bündel Halme wie zum Garbenbinden, ging zum Herrn und knüpfte es fest um seinen Arm. Das zweite Mädchen ging zur Frau, die anderen zu den Kindern und Gästen. Die mußten sich dann „loskaufen“. Sie gaben so viel Geld, daß die Hauer und Binder dafür an einem Regentag in den Krug gehen und Kranzbier feiern konnten. Trotz dieses sogenannten Lösens des Roggenbandes behielt man die Halme um, bis man wieder zu Hause war.“

Wenn sie auch noch so sehr drückten und kratzten, wir Kinder waren stolz, mit den Halmen am Arm nach Hause zu kommen. Wir brachten sie über unseren Betten an als den schönsten Wandschmuck.

Beim Binden haben die Mädchen Verse aufgesagt, die klangen wie die Reime im Märchenbuch, waren also schon alter Herkunft:

Ich tu mich unterwinden, (meist jedoch: „überwinden“!)
unsern Herrn zu binden
mit einem Roggenband
um seine schneeweiße Hand!
Dies Band soll gelöst sein
nicht mit Bier und nicht mit Wein,
sondern wie es dem Herrn gefällig mag sein.

Die Herrschaft kommt aufs Feld geschritten.
Wir haben heut das Korn geschnitten.
So viel Hock so viel Schock,
so viel Ar so viel Paar,
So viel Körner so viel Scheffel.
Und die davon werden essen,
werden den lieben Herrgott nicht vergessen.

Ich bring unsrer Frau ein Bändelein.
Es sind viel schöne Blumen drein:
weiß, rot und blau,
daß die Frau ihre Lust dran schau'.
Dies Band hält fest
wie dem Baum seine Äst,



wie dem Vogel sein Nest,
wie dem Vogel sein Gesang,
Wie der Glocke ihr Klang,
wie Sonne und Mond ihr Schein.
Ich wünsche, daß aufs andre Jahr
das Beste gewachsen mag sein.

Ich will mich überwinden,
unser Fräulein zu binden
mit einem Roggenband
um ihre schneeweiße Hand.
Bald glänzt ein Ringlein dran.
Ich wünsch' unserm Fräulein einen schönen jungen Mann
und ein holdes Kind.
Das soll tragen einen goldnen Ring.
Ein goldner Ring und ein langes Leben
sei unserm Fräulein mitgegeben.

Der Brauch des Sich-Los-Kaufens mit Geld ist nicht so alt wie der Brauch des Bindens selber. Die Schleife, die die Halme beim Binden beschreiben, ist wie die Figur des Kringels am Gründonnerstag und zu Weihnachten ein Symbol aus der Frühzeit, worin sich der Mensch verbunden weiß mit Erde und Himmel und der in allem wirksamen Macht.

In Masuren ist es wiederum das Wasser, das auch zur Erntezeit frische Lebenskraft spenden soll. Aus einem der vielen Seen geschöpft, wurde es in hölzernen Eimern und Bottichen bereitgestellt. Feierlich wurde der „Plon“, die letzte



Garbe, vor das Haus gebracht. Wenn das Lied „Wir schneiden den Plon“ verklungen war, bekamen Hauer und Mädchen mit Eimern und Stüppeln Wasser über der Kopf gegossen, daß sie nur so triefen. In manchen Gegenden begossen die Mädchen die Männer, und dafür wurden sie dann in den Teich getaucht. Dieses Untertauchen war an manchen Orten auch vor der Saatbestellung üblich. Es sollte für die jungen Saaten recht viel guten Regen herbeiführen.

Im Danziger Werder mußte die langsamste Binderin unter die Vorlaube des Hauses treten und bekam ihren Wasserguß von oben herab.

„Bald nachdem das letzte Fuder eingefahren war, wurde das Erntefest gefeiert. Nicht erst im Oktober am kirchlichen Erntedankfest. Meistens schon Mitte September, wenn wir noch schönes Sommerwetter hatten. Bei uns fing es einen Sonnabend am frühen Nachmittag an. Vor dem Gutshaus versammelten sich alle Arbeiterfamilien von der ältesten Großmutter bis zum kleinsten Kind, sofern es schon stehen konnte. Es wurden Lieder gesungen, eine Festrede gehalten, — dann überreichte eins der Mädchen die Erntekrone, die das Jahr über, oft auch länger, in der Hausdiele hängen blieb. Das Mädchen sagte dazu den Spruch“:

Ich bring' der Herrschaft eine Kron' von Korn.
 Sie ist gewachsen in Distel und Dorn,
 hat ausgestanden Schnee, Hagel und Regen.
 Ich wünsche der Herrschaft viel Glück und viel Segen.
 Und die von dem Korn werden essen,
 werden den lieben Gott nicht vergessen.“

Musik voran, ging es dann in langem Zuge durch den Gutspark und wieder auf den Hof und die Speichertreppe hinauf. Auch Frau Kausch hat die schönsten Erinnerungen daran bewahrt.



„Ja, das Austbier, das war für den Landarbeiter das Schönste vom ganzen Jahr. Wenn es auch im Sommer große Schufferei gegeben hatte auf dem Kornschwatt und beim Einfahren, — die Freude auf das Austbier ließ alles vergessen. Dann wurde, wenn es schon auf die letzten Wagen zuzug, von allen Getreidearten gesammelt. Die Mädchen nahmen sich diese Wischer nach Hause oder auf die Scheuendiele, und da wurde dann die Erntekrone geflochten. Die war ja dann ziemlich groß und schwer, weil sie über große Bügel geflochten wurde. Sie hatten dann auch Schleifen und Blumen von buntem Papier darangebunden oder Strohblumen angemacht, und dann, wenn der letzte Wagen vom Feld kam, dann war da ganz oben — auf die Forke gestellt — die Erntekrone. Und die Bauersche und der Bauer, die standen dann schon vor'm Hoftor und warteten. Es war ein großes Ereignis für die Bauernfamilie und auch für alle, die sich an der Aust beteiligt hatten. Und dann gab es erst mal für jeden Schnaps eingegossen. Und dann war erst einmal ein paar Stunden Ruhe. Und abends, mitunter schon nachmittags, so war es angesagt worden, wurde Austbier gefeiert. Dann hatte die Bauersche ja schon viel geschafft. Sie hatte allerhand Fladen gebacken und mußte

überhaupt alles herbeitragen: Schnaps war genug da, Bier kistenweis' und achtelweis', auch zu rauchen für die Männer, denn jeder konnte doch rauchen, so viel er wollte, an nichts durfte es mangeln. Vor dem Haus bedankte sich der Bauer für den vielen Fleiß, den die Arbeiter doch bewiesen hatten in diesen Wochen, und dann ging es los:

Geschlossen zogen sie die hohe Speichertreppe hinauf, denn da oben waren die großen Flächen, wo getanzt werden sollte. Und da war eine



schöne Musikkapelle, ja, bis fünf, sechs Mann, und da war doch Blechmusik, das mußte alles klingern. Vor dem Tanzen gab es aber noch Kaffee und richtigen Fladen, auch Pirock mit Zucker und Kanneel drauf, und Theater haben wir gespielt, und zwischendurch wurden Lieder gesungen und dann getanzt. Ach, was haben wir getanzt! Die ganze Nacht durch! Der erste beste Arbeiter packte die Bauersche zum Ehrentanz. Ich war ja ganz verrückt aufs Tanzen. Dann haben wir so viel gescherbelt, daß die Füße schon nicht mehr in den Schuhen Platz hatten, und dann ging ich an den Fluß, huckte mich auf den Steg und hing die Füße 'rein und kühlte sie mir. Ach, war das eine Wohltat, da ließen gleich die Schmerzen nach! Na, und meine Mutter

sagte einmal zu mir: „Na, du Krät, denn riete di de Hesse noch nich jenog, wenn du so veel dantzt, — wenn du nich weetst, wenn jenog häst.“ Ich muß sagen: Das war das schönste Fest vom ganzen Jahr, das Austbier.“

Vom Weihnachtsschimmel und vom Pfefferkuchenbacken

Nachdem Landsmann Lilienweiß erzählt hatte, daß im Ermland — im Gegensatz zu den anderen ostpreussischen Landschaften — die Bescherung erst am Morgen des ersten Feiertages stattfand, kam er auf den Schimmelzug zu sprechen:

„Ja, das Besondere vor Weihnachten war dann der „Hill Christ“ oder „Weihnachtsmann“ oder „Schimmelreiter“, wie wir sie so nannten. Der hatte mit: ein Pracherweib, den Storch, den Zigeuner, Soldat, den Schornsteinfeger, einen Bärenführer, den „Barelitter“, und ein Bär war auch dabei, der mußte dann tanzen, und ein Reiter war mit, der hatte einen stram-

men Schimmel und eine tüchtig knallende Peitsch'. Die kamen in die Häuser, und denn gab's da manchmal auch einen ganz anständigen Rab-bax. Das heißt: wenn sich einer mit dem Schimmelreiter nicht ganz gut gestanden hatte, dann gab es eine kleine Vergeltung. Ich weiß noch, daß die „Jungens“ und die „Mäkes“ manchmal eine ganz anständige Tracht Prügel kriegten. Als Kinder verkrochen wir uns, denn die Eltern hatten uns schon immer angedroht: Nun gib't denn Saures, wenn ihr nicht artch said! Paßt man off, wenn de Schimmelraiter kömmt, denn ward dat je woll wat absetze!“ Und dann erzählten sie, die Schimmelreiter dürften nicht mit ihren Larven über die Grenze gehen ins nächste Dorf. Dann würden sie in die Luft fliegen. Ob das nun gestimmt hat, das weiß ich nicht. Es ist wohl nur eine Sage.“

Bei uns in Natangen erzählte man sich, daß, wenn zwei Schimmelreiter sich auf der Brücke begegneten, einer von ihnen bald sterben mußte.

Es waren die jungen Gespannführer, die alle Jahre vor Weihnachten den Schimmelzug bildeten. Der erste von ihnen war der Reiter. Sein Schimmelgestell mit den weißen Laken hatte eine Frau im Dorf in Verwahrung genommen. In der Weihnachtszeit gab sie es heraus, und danach, wenn sie es wieder in den Kasten legte, sprach sie den Schimmelsegen. Das müssen wohl sehr geheimnisvolle Worte gewesen sein, denn nie hat eine Frau den Schimmelsegen verraten.

Einen Abend, wenn wir gerade beim Pfefferkuchenbacken waren, hörten wir schon von fern eine Schlittenglocke, dazwischen Peitschenknall und die Akkorde der Harmonika. Die Mädchen erschrakten und wollten den Schimmelzug nicht einlassen, aber sie wußten: wer ihn nicht ins Haus ließ und sich all das Pisacken nicht gefallen ließ, dem ging es schlecht das ganze nächste Jahr hindurch.



Es bullerte an der Tür, die war nie abgeschlossen. Lärmend sprangen Schimmel, Storch und Bär in die Hausdiele hinein, von den anderen gefolgt. In wilder Jagd ging es rund um den Tisch herum. Der Schimmelreiter, in seinem weißen Gestell umherspringend, eine Hand am Zügel, der zum holzgeschnitzten Pferdekopf ging, die andere zum Schlag mit der Peitsche bereit. Der Bär, in alte Pelze oder Erbsenstroh gehüllt, kroch auf dem Fußboden herum und kniff uns in die Beine. Der Storch, ganz verhüllt mit weißem Tuch, einen langen spitzen Schnabel heraussteckend, hackte uns damit ins Gesicht, ja, er spickte so heftig, daß unsere Wirtin noch lange Zeit mit einer blaugeschwellenen Backe herumlief. Dann faßte der Schornsteinfeger mit den Händen in den Ofen und „puscheite“ uns im Gesicht. Wie sahen wir dann aus? Schwarze Gesichter hatten wir und verruschelte Haare, aber der Lohn stand bereit und wurde dem „Pracherweib“ in den Korb geschüttet: Äpfel, Pfefferkuchen und Zuckerüsse.

Sie polterten hinaus, wir hörten sie den Hohlweg hinunterlaufen, immer leiser wurden Glocke und Peitschenknall. Frisch gewaschen und gekämmt standen wir dann wieder am heißen Herd, formten Pfefferkuchenfiguren und schoben ein riesiges Blech nach dem andern in die Backröhre. Viele, viele Menschen sollten damit erfreut werden. Und die schönsten Figuren: Schimmelreiter, Spinnersche, Bock, Adler und Pferdeköpfe, schön mit Zuckerguß bemalt, verwahrten wir gut, um damit am Heiligen Abend den Tannenbaum zu schmücken. Später, nach der Vertreibung, als uns Honig und all die andern guten Zutaten fehlten, war doch immer genug Mehl und Sirup da, um unsere Pfefferkuchenfiguren zusammenzukleistern. Unser Weihnachtsbaum sollte immer so aussehen wie zu Hause.

Davon erzählt Frau Laging:

„Unser Weihnachtsbaum zu Hause wurd' nicht wie hier mit künstlichen Sachen behängt, — sieht auch viel schöner aus: der Weihnachtsbaum, frisch aus dem Wald geholt, mit selbstgebackenen Figuren. So wie ich jetzt sogar letzte Weihnachten beim Doktor v. L. gesehen hab', das war ein Weihnachtsbaum, — ich glaub', in ganz Deutschland war es vielleicht der einzige, an dem naturgebackene Figuren gehangen haben, Strohsternkes — und alles so schön geschmückt mit rotbackschen Äppelchen und natürlichen Lichterchen, — das ist das Schönste. Heute sieht man bloß den künstlichen Baumbehang, die Kugeln, möglichst noch so'ne elektrischen Kerzen. Alles, was der Mensch von Natur braucht und was einen freut, das wird heute alles in den Sand gedrückt. Alles heute nur das Künstliche, — das bedrückt doch wirklich einen Menschen, der so natürlich groß geworden ist.“

Im nord-, mittel- und osteuropäischen Raum gehört die Tanne als immergrüner Lebensbaum zum Fest der Weihenächte. Von einzelnen Lichterbäumen an Fürstenthöfen hört man seit dem späten Mittelalter. Vermutlich ist der Brauch viel älter. In Ostpreußen wie in ganz Deutschland löste der Weihnachtsbaum vor etwa 150 Jahren die in vielen Familien übliche mit Tannen beflochtene, mit Äpfeln und Tierfiguren geschmückte Pyramide ab. Industrieller Christbaumschmuck kam erst Ende des vorigen Jahrhunderts auf. Auf dem Lande herrschte der Strohschmuck vor.

Beschreibung und Rezept der Honigkuchenfiguren wollen wir für später aufsparen und lieber noch ein wenig auf den Schimmelreiterzug eingehen. Hier handelt es sich wirklich um einen vorchristlichen Brauch, wobei wir bedenken müssen, daß das Christentum in Ostpreußen erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts einzog, und daß altpreußische Sprache und altpreußische Kulte dann noch Jahrhunderte lebten, ja, erst nach der Reformation allmählich verschwanden. So leben im Schimmelreiterzug die mythischen Gestalten der Ureinwohner. Zu den drei Tiergestalten Schimmel, Bär und Storch und zur Gestalt der Apfelfrau (Frau Holle) gesellten sich viel später erst Gendarm oder Soldat, Zigeuner und andere Figuren. Es waren dies Gestalten ohne besondere Bedeutung, nur um für jeden der jungen Burschen eine Verkleidung zu haben, damit alle teilnehmen konnten. Über den Sinn des Schimmelreiterzuges und des unsanften Vorgehens seiner Hauptgestalten später mehr.

Vom Brummtopf und von den Dannekindern

„Die Zwölfen“ — die Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag — sind wohl unter diesem Namen in ganz Deutschland und darüber hinaus bekannt. Vom Volksglauben und den Bräuchen dieser Zeit erzählen Frau Kausch, Frau Laging und Frau Radszun:

„Na ja, in der Nacht vom Heiligen Abend zum Ersten Feiertag fingen die Zwölfen bei uns an. Von da an beobachteten wir genau das Wetter. Wie jeden Tag das Wetter war, ob gelinde oder ob es stiemte und fror, so fiel für jeden Tag im nächsten Jahr das Wetter aus, also Erst-Feiertag war das Wetter für Januar, Zweit-Feiertag für Februar, Dritt-Feiertag für März, Viert-Feiertag für April und so weiter. Und das stimmte aber auch wirklich, wir haben es uns aufgeschrieben, damit wir's nicht vergaßen, und wußten genau: Na, das Wetter wird denn so und so. „Dat jift e molsche Sommer aff!“ sagten wir dann schon, wenn es an dem und dem Tag so flau war und anfang zu regnen und zu missern. Kannten Sie das bei Ihnen auch, Frau Laging?“ —

„Ja, das kenn' ich auch. Und dann wurde keine Wäsche gewaschen.“

„Nein, nein, in den Zwölfen wurde nuscht gewaschen, das gab doch Leichen. Wenn man für die Kinder Windeln waschen mußte, wurden die auf die Lucht gehängt, draußen schon gar nicht. Es wurde auch nichts gedreht, keine Milch wurde geschleudert, da wurde Schmand abgeschöpft. Und hier — vonwegen Kaffee mahlen mit der Kaffeemühl', das gab es auch nicht. Denn wenn gedreht wurde im Haushalt, kriegte das Vieh den Drehwurm. Überhaupt wurde nichts gemacht, was rund war. Erbsen wurden nicht gekocht, das gab Geschwüre. Und das haben wir selbst ausprobiert: meine Mutter hat es einmal gemacht, und der Vater bekam tatsächlich das ganze Jahr hindurch Geschwüre. Und zu Heilige-drei-Könige wurden doch Kartoffelkeilchen gekocht, Keilchen von rohen und garen Kartoffeln. Da wurden fette Spigel, auch Zwiebeln 'rübergebraten und für die Kinder sauren Schmand dazu. Keilchen mußten sein, sonst gerät ja hrüber das ganze Viehzeug, das ganze „Jefichel“ nicht.“ —

„Auch mit der Nähmaschine durfte nicht genäht werden.“ —

„Nichts wurde geschneidert zwischen Weihnachten und Neujahr, auch gesponnen wurde nicht, nein.“ —

„Nein, da wurden Federn gerissen.“ —

„Beim Federnschleifen gab es viel Spaß. Wenn mal einer dazwischen war, der da nicht ganz hingehörte, der wurde dann so hingesetzt, daß, wenn zum Schluß alle pusteten, daß er dann ganz mit Federn bedeckt war. Der war dann der „Fedderkönig“. Dann kam der gemütliche Teil, da wurden Spaßes erzählt und ein bißchen getanzt, manchmal bis zum Morgen.“ —

„Ja, zum Federfest wurde abends die ganze Jugend zusammengerufen, dann wurde gesungen, und Fladen war gebacken, — ja, Fladen gehört überall hin. Da sagte man doch: „Ohn Floade, dat es goarnuscht.“ On: „Kannst weete, wer e Stück Floade inne Fupp häft, wenn nich e End rutkickt?“

„Und schön war das doch an den dunklen Abenden, wenn wir vom Federnschleifen kamen oder vom Wollezupfen, da war der Fußweg immer so schmal, da gingen wir hintereinander, und jeder mußte ein Laternchen anstecken, und dann bog einer ab und der andere, und einer machte ein Tor auf, und überall in weitem Kreis waren Laternchen zu sehen, das fand ich immer so sehr schön.“ —

Im Ermland gingen in dieser Zeit die Sternsinger von Haus zu Haus, oft als Könige verkleidet, sangen Wunschlieder und sammelten Gaben ein. Landsmann Lilienweiß wußte sich auch auf den Brummtopf zu besinnen. Der ging wohl in ganz Ostpreußen um, auch in Pommern, da hieß er „Rummelpott“. Es waren drei junge Burschen mit Masken oder bemalten Gesichtern, spitzen Papphüten oder Kronen und langen weißen Hemden über der Hose hängend, mit bunten Schärpen in der Taille zusammengehalten. Zu ihren Liedern mit langen Wunschversen, — später wurden auch „Küchenlieder“ gesungen — tönte gleichmäßig, dumpf und geisterhaft der Brummtopf. In Königsberg und besonders im Samland zwischen Ostsee und Deime, Pregel, Frischem und Kurischem Haff, gingen die „Dannekinder“ um, früher auch „Dannewiewer“. Die trugen ein Tannchen mit Rauschgold, kleinen Glöckchen und Tierfiguren, besonders mit geschnitzten, vergoldeten oder versilberten Fischchen dran. Ihr Lied begann:

Wir kommen hereingetreten,
Loop anne Linge,
mit Singen und mit Beten,
Loop anne Linge,
de Strußklangs klinge,
de Fischkes springe,
de Dannekinder singe.

Diesen Brauch kennt man auch in anderen Gegenden, bald vor, bald nach Weihnachten, bald zur Fastnacht. Der Kehrreim „Loop anne Linge“ taucht in vielen ostpreußischen Zwölften- und Fastnachtsliedern auf. Vermutlich haben

ihn vor Jahrhunderten schlesische Einwanderer mitgebracht, vielleicht auch niederrheinische. Es könnte „Lauf um die Linde“ bedeuten oder auch „Laub an der Linde“. Der Tanz um die Dorflinde ist ein Frühlings- und Sommerbrauch, in allen Ländern, in denen Linden wachsen. Frühlingsreigen um Obstbäume mit viel Lärm und Gesang sind ebenfalls in vielen Landschaften üblich gewesen. Der Tanz um Bäume ist ursprünglich kultisch. Er galt dem Wunsch nach einem warmen Sommer, nach Liebe, nach Fruchtbarkeit.

Im Winter aber mußte zu diesem Tanz der immergrüne Tannenbaum die Linde ersetzen. Mancherorts hängte man schon vor Jahrhunderten Früchte daran, woanders Rosen, — im Samland Fische als Sinnbild der Fruchtbarkeit.

Der Höhepunkt und die Mitte der geheimnisvollen Zwölftenzeit mit ihrem Singen und Klingen und ihren vielen Weissagungen war der Altjahrsabend und die Nacht, in der das neue Jahr begann. Diese Neujahrsnacht verdient ein besonderes Kapitel:

Vom Schlorrhenschmeißen und vom Neujahrsbock

„Von den Vorbereitungen und von allen Späßen der Silvesternacht erzählt unsere Ermländerin:

„Wir haben dann Kuchchen gebacken, „Neujahrchen“ nannten wir die. Am 27. Dezember, da wurde der Johannestrunk geweiht, und mit diesem geweihten Johannestrunk wurde das Mehl angerührt, und dann haben wir gebacken: Hühnerchen und Kluckenesterchen und Küh' und Pferdchen, und einen Rappen haben wir gebacken mit einem ganz langen Zagel, den taten wir in die Tränke fürs Vieh, damit da nichts Giftiges herankam, damit das Vieh gesund blieb. Und all das Gebackene wurde über Nacht in die Ofenröhre gelegt, damit es trocknete. Und am Neujahrmorgen gingen wir und brachten es in den Stall: in den Kuhstall die Kühchen, die wurden hinter die Krippe gelegt, und dann die Hühner in den Hühnerstall und das alles so verteilt. Auch zu den Bienen in den Garten gingen wir und klebten ein Stückchen Teig an die Stöcke — und an die Bäume auch. Das sollte dann alles Glück bringen, daß es fruchtbar war und gesund blieb.“ —

„Ja“, meinte ihr Bruder, — „Silvester wurden denn von Wruken Figuren geschnitten, — was war das alles? Das Glück, also ein Hufeisen, dann auch Geld, die Himmelsleiter, das Brot, der Schlüssel, — Kind in der Wiege, Mann und Frau, Ring und denn der Totenkopf. Das wurde dann unter neun Töpfe oder Teller gelegt, — unter einen Mann oder Frau, je nachdem, wer dran war, alles gut durcheinandergerührt, und dann griff jeder danach. Manchmal blieb ein Topf auch leer. Das sollte das Unglück sein. „Unglück kommt von selbst“, sagten wir.“ —

Die Schwester wußte allerlei Silvesterspiele zum Anführen:

„Da wurde aus Wasserschüsseln Geld 'rausgefischt. Die Schüssel stand dann da, und einem wurden die Augen verbunden, der mußte dann den halben Gulden mit dem Maul herausnehmen, und dann nahm einer die

Flinsenpfann', die war ordentlich berußt, und wenn er dann mit dem Maul im Wasser war, dann kriegte er die Flinsenpfann' vorgehalten und war dann ganz berußt.

Dann manchmal, da machten die Knechte und die Mädchen „Aschschütten“, so sagten sie. Eine von den Mädchen mußte sich in die Stube hocken, die Beine aufeinander, und dann kriegte sie ein kleines Haufchen Asche hingeschüttet. Dann kriegte sie zwei Stöcke in die Hand, mit denen mußte sie sich immer wehren. Und die Knechte versuchten, sie an den Füßen durch die Asche zu ziehen. Manchmal kriegten sie sie durch, aber manchmal, wenn sie ordentlich schlug, dann gelang es auch nicht.“

Außer diesen Späßen gab es viele Spiele, bei denen jedem die Zukunft prophezeit wurde. Da war das „Kohlchen schwimmen“. Mehrere verschieden geformte, kleine Kohlestückchen wurden in eine große Schüssel mit Wasser gesetzt. Wer gerade „dran war“, suchte sich ein Stückchen Kohle aus, das war er selber. Die anderen bekamen Namen der ihm befreundeten Mädchen (oder jungen Männer, wenn gerade ein Mädchen dran war), manchmal auch von solchen, die derjenige nicht mochte. Das Wasser wurde ein wenig bewegt; gespannt sahen alle Umhersitzenden auf die Kohlestückchen. Welches würde sich der bestimmten Kohle nähern? Welches mit ihr zusammenstoßen? Dann wurde das Paar mit großem Gelächter ausgerufen. Tod, Hochzeit oder Kindtaufe wurde dem geweißt, der mit verbundenen Augen vor drei Tellern mit Erde, Tannen oder Wasser saß und in den einen griff, wobei er gleich fühlte, was ihm bevorstand.

Das „Schlorrchen schmeißen“ war ein besonderer Spaß. Man setzte sich auf den Fußboden und warf einen Holzschlorr über seinen Kopf. Dann schnell umgedreht: wohin zeigte er mit der Spitze? Zeigte er nach der Tür, dann kam man im kommenden Jahr fort, zeigte er nach drinnen, blieb man noch ein Jahr zu Hause.

So verging der Altjahrsabend, bis gegen Mitternacht die Jungens aufbrachen und draußen ihren Spuk trieben. Sie hoben den Hehlswagen oder Milchwagen aufs Schauerdach oder bauten mehrere Arbeitswagen übereinander, um an die Arbeitsglocke heranzukommen und Sturm zu klingeln. Die hatte der „Speichermajor“ am frühen Feierabend ganz hochgezogen, aber er täuschte sich immer wieder: um Mitternacht klang die Glocke, und mit Peitschen wurde das neue Jahr eingeknallt. Anderer Lärm mit käuflichen Knallartikeln war auf dem Lande unbekannt. Es dauerte auch nicht lange, dann war alles still. Gegen eins lag alles in den Betten. Wer noch auf war, konnte still durch die Schneenacht gehen, an schlafenden Häusern vorüber, konnte mit besinnlichen Gedanken und Wünschen über Hof und Feld wandern und ernsthaft den Beginn des neuen Jahres feiern.

Am anderen Tage ging es dann weiter. Nachmittags wurde es bald dunkel. Dann ging der Neujahrsbock um. Ähnlich wie der Storch des Schimmelreiterzuges war er weiß gekleidet und trug eine selbstgefertigte Larve mit Hörnern.

Damit gab es einen ganz schönen „Rabbax vor die Brust“, aber gern zahlte man den Lohn dafür. Bedeutete es doch Heil und Segen. Die Böcke zur Zeit der

Weihnacht und der Jahreswende sind im ganzen Norden Europas eine uralte Erscheinung. „Julbock“ heißen sie in Skandinavien. Gottheiten vieler alter Völker hatten ihre Wagen mit Böcken bespannt. So vermutlich auch Pikoll bei den alten Preußen. Bei den Griechen trieb der Bockmensch Satyr seinen Spuk. Im Tierkreis herrscht um diese Zeit der Steinbock.

Vom Leinölbrot und vom Bügeltanz

„Fastnachtsmontag oder Dienstag wurden immer Fastnachtskuchchen gebacken“, erzählt unsere Ermländerin. — „Am Aschermittwoch, dann begann bei uns die stille Zeit, dann gingen die Leute in die Kirche, ließen sich Asche auf den Kopf streuen und gelobten sich, daß sie sich von Fehlern fernhalten wollten. Und was besondere Opfer forderte: die Männer hörten auf mit dem Trinken und rauchten nicht, die Frauen tranken keinen Kaffee, und die Marjells, die kriegten keine Schokolade. So hielt jeder sein Gebot, und das ging bis Ostersonnabend. Und zum Essen gab es keine Wurst und kein Fleisch, also bloß am Sonntag. Und sonst zu Frühstück gab es Leinöl und Brot, das wurde eingetaucht und bißchen Salz 'raufgestreut. Das hat gut geschmeckt. Da hatten wir so ein Tonnchen, damit fuhr der Vater extra in die Stadt, darin wurde das Leinöl gleich geschlagen. Denn manchmal, wenn man's von anderen genommen hatte, schmeckte es bitter. Und ich kann mich nicht besinnen, daß wir einmal in der Fastenzeit Butterbrot gekriegt haben oder was anderes. Es gab immer Leinölbrot.“

Unsere Insterburgsche erzählt nun aus ihrer Schulzeit:

„Fastnacht in der Schule — das machte doll Spaß. Da ging es ganz verrückt her. Tische und Bänke hatten wir auf den Kopf gestellt, gelernt haben wir überhaupt nuscht, und den Knüppel, den hatten wir schon zerbrochen. Auf die Tafel haben wir dann den Raben gemalt, wie er mit dem Tornister losflog, und einer schrieb dann an die Tafel:

Fastnacht ist gekommen.
Die kohlschwarzen Raben,
die haben
uns die Bücher weggenommen.
Drum bitten wir uns eine Stunde früher aus.

Und die kriegten wir auch! Dann war nicht mehr viel von Schule halten, der Lehrer konnte mit uns nichts anfangen, und wenn ein Weilchen vorbei war, wenn wir uns gut ausgetobt hatten, dann gingen wir nach Hause. Da gab es denn Schuppnis. Das waren dicke Erbsen, wo der Löffel drin stehen konnte. (Oder: datt eener mit Pareeskes räwghohne kunn! — Daß einer auf Pantoffeln 'rübergehen konnte.)“ —

„Ja, im Tilsitschen, da war Schuppnis mit Kartoffeln und Schweinskopf das Nationalgericht. Zum Nachmittag wurden dann Krapfen gebacken, und dazu wurde Kaffee getrunken, und dann sind wir Kinder Schlittchen gefahren. Wir hatten unsere Schlittchen selbst gebastelt. Und die er-

wachsenen jungen Leute, die fuhrn nachmittags, wenn sie alles beschickt hatten, mit Schlitten weg. Dann wurden die Pferde geputzt und die Schlitten schön gemacht. Und dann ging es irgendwohin in einen Krug."

Auch im Ermland gab es große Schlittenpartien:

"Ich weiß mich noch zu besinnen wie heute: der Vater und die Mutterche, die fuhrn denn auch mit, und am Dorfkrug hatten sich all die Schlitten versammelt, und dann fuhrn sie los über Sommerfeld, Regerteln, Wolfsdorf, Schwenkitten, ich denk', in Wolfsdorf haben sie Kaffeepause gemacht, und nachdem kamen sie zurück über Fuchsdorf und dann in einen Krug, und dann wurde wacker tüchtig getanzt."

"Bei uns im Kreise Darkehmen war das ja nun so: wenn alle Gemeinden und Vereine und alles, was noch dazugehört, ihre Einladungen verschickt hatten, und alles hatte gut geklappt, dann feierte zuletzt der ole Krähn in Skirlack seinen Fastnachtsball. Und dazu wurde alles eingeladen, was irgendein bißchen Schlitten und Pferde hatte. Dann hatten die Bauern und jungen Leute alle ihre Pferde — es waren meistens Vollblüter und Halbblüter — auf Hochglanz gestriegelt und geputzt und noch mal in Ordnung gebracht und die Schlitten frisch gestrichen und lackiert, und dann ging es los über Kowaren, Gudwallen, Oschningken, auch Trempen, manchmal auch noch ein bißchen weiter. In einer Gastwirtschaft wurde Kaffee getrunken, und dann ging es zurück, und abends empfing der ole Krähn seine Gäste mit Musik.

Verschiedene junge Leute hatten mit dem Lehrer Stücke eingeübt, da wurde gesungen und manchmal einer politisch ein bißchen durch den Kakao gezogen, und dann, wenn die Festlichkeit auf dem Höhepunkt stand und es waren da noch ein paar Mauerblümchen, dann kam der ole Krähn da so an und sagte: „Na, rehr' di, Flammflood', sonst blifst Klitsch!"

Und dann ging der Bügeltanz los!

"Ja" — sagte unsere Insterburgerin — „am Fasteloawend war das Schönste der Bügeltanz. Da wurden große Weidenäste zusammengebunden zum runden Kranz, — der wurde mit Tannen beflochten, und Papierblumen wurden 'raufgebunden, allerhand Farben, und viele Papierbänder. Der Bügelmeister hatte eine Marschallschärpe um, und die Jungens hatten Kränze um die Mützen, und die Mädchen mit ihren weiten Röcken, für die war das Tanzen ein richtiges Vergnügen. Da wurde Polka getanzt, immer im Kreis, und der Bügelmeister tanzte für sich allein, immer zwischendurch, und sprang auch allein durch den Bügel, und dann hielt er auf einmal den Bügel zwischen ein Paar. Dann mußte der Jung der Marjell über den Bügel helfen, und je höher sie sprang, desto höher wurde dann im Sommer der Flachs. Er packte sie dann mit beiden Händen kräftig um die Taille und schwang sie hoch über den Bügel, daß die Röcke man immer bloß so hochstuwden. Das gab dann allerlei Gejuche ab."

"Der Fastelabend begann in unseren natangischen Dörfern, wenn es gerade noch hell war. Bügelmeister und Dorfmusikanten zogen von Tür zu Tür, Bursche und Mädchen kamen durch die niedrigen Fenster

gesprungen und folgten paarweise der Musik. Die bestand in letzter Zeit wohl meist aus Handharmonika, Geige und Teufelsgeige, einem selbstgebaute Schrumm-Schrumm-Instrument (Beschreibung später).

Der Bügelmeister schwang seinen großen Tannenkranz nach rechts und nach links, kuckte dabei schelmisch hindurch, drehte sich um sich selbst, sprang mehrmals durch den Bügel wie über ein Springseil, ihn immer wieder über den Kopf schwingend. So tanzte er dem immer länger werdenden Zuge voran bis in den Krug hinein. Kinder und Alte hinterher. Damals waren die Krugsäle noch leer. Kein Wirt verlangte, daß der ganze Saal voller Tische stand und die Jugend sich auf einer kleinen Tanzfläche herumschubste. Es standen nur Bänke oder Stühle an den Wänden entlang. Riesige Teebretter voller Punschgläser wurden von der Wirtstochter längs der Reihen gereicht. Wer sonst etwas trinken wollte, mußte an die Theke im Nebenraum gehen.

So konnten die Paare sich in großer Kreise in die Runde drehen, eins hinter dem andern. Beim Einzug in den Saal sangen sie:

Fasteloawend is jekoame,
Loop anne Linge,
wi wille bājle goahne,
Loop anne Linge,
Zucht und Ehr wille wir
bi er Jungfer finde.

„Laub an der Linde“. Ein anderes Lied klingt an:

Und wenn die Linde ihr Laub verliert,
dann trauern alle Äste.
Daran da denket, ihr Mägdelein,
und halt' euer Kränzlein feste.

Zucht und Ehr. Ein Mädchen, das „seinen Kranz verloren hatte“, wurde zum Bügeltanz nicht zugelassen. Und wehe, wenn beim Sprung aus dem Bügel der Fuß hängenblieb! Das bedeutete Schande. Je höher aber das Mädchen sprang, desto längeren Flachs würde man dieses Jahr ziehen. Ein Streifen Leinen wurde vielerorts zu unterst um den Bügel gewunden. Die Zeit des Spinnens hörte Fastnacht auf. Es ging dann ans Webgestell. Die verheirateten Frauen tanzten am Fastelabend ihren „Wockentanz“ mit den Lichtern in Händen, die sonst am Spinnwocken steckten. Und wie wir hörten, war Leinöl zur Fastenzeit des Ermländers unentbehrlich. So wie die Leinsamen als bestes Allheilmittel bekannt sind, gibt Leinöl Kraft für die Frühjahrsarbeit.

Das in Süd- und Westdeutschland übliche Faschings- und Karnevalstreiben kannten wir in Ostpreußen nicht. In den Städten gab es wohl Kostümfeste um diese Zeit, aber wir Landleute hätten nicht mit den Städtern tauschen mögen. Nichts ging über unsere dörflichen Tänze: „Lott is dot“, „Siste nuscht, doa kömmt er“, „Herr Schmidt, Herr Schmidt“. Und erst recht nichts über unsern Bügeltanz!"

Wie macht man das?
oder: Wie moak wi dat?

Die Teufelsgeige fertigen wir aus einem schmalen Brett oder einer Stange, die oben ein Querholz hat. Dieses kann schön geschnitzt werden — vielleicht in Form von Pferdeköpfen. Das Ganze wird bunt angestrichen.

Oben am Querholz in der Mitte werden Drähte befestigt, unten, vielleicht in Kniehöhe, eine Blechbüchse, durch die die Drähte straff gezogen und darunter befestigt werden. Den Streichbogen macht man ebenfalls aus Holz und Draht. Ganz oben befestigt man lose zwei blechene Teller oder Deckel, die beim Aufbumsen klappern. Mit diesen und mit dem Bogen gibt man einen gleichmäßigen Takt an. Die Teufelsgeige reicht etwa von der Schulter bis zum Erdboden; sie kann auch mannshoch sein.

Den Brummtopf beschreibt Schäfer Krause aus Tharau-Braxeinshof:

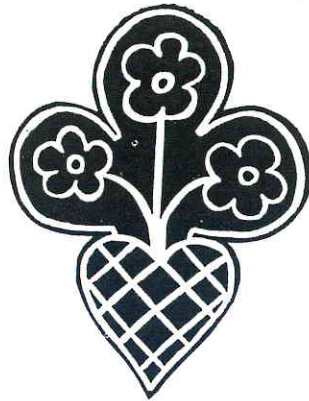
Man nimmt ein kleines Holzfaß und spannt darüber ein Kalbsfell. In die Mitte des Felles schneidet man ein Loch. Vom Pferdeschwanz die längsten Haare schiebt man in das Loch, in die Mitte schiebt man ein Holzknüppelchen, um den Haaren Festigkeit zu geben. (Damit ist die Vorrichtung fertig.) In einer Flasche macht man sich eine Aschenlauge fertig. Diese gießt man auf die Pferdehaare, daß dieselben feucht bleiben. Somit geht es los zum Brummtopflaufen. Gebraucht werden drei Personen, meistens aber laufen mehr junge Leute mit, um den Gesang zu verstärken. Einer hält das Faß gegen die Türe, der zweite zieht mit dem Pferdeschwanz, als ob man melkt. Der dritte gießt ab und zu auf die Haare. Dabei entsteht der brummende Ton. Die Begleiter singen dazu:

Wir treten herein ohn' allen Spott,
einen schönen Fastelabend, den geb' uns Gott!
Einen schönen Fastelabend, eine fröhliche Zeit,
die unser Herr Christus uns hat bereit'.

Mit allen den Geschenken, die die Burschen beim Brummtopflaufen erhalten hatten, wurde dann, zusammen mit den jungen Mädchen, ein vergnügter Abend mit Tanzen und Essen gemacht. (Viele weitere Strophen des Brummtopfliedes, die alle Wünsche für jeden Hausbewohner enthalten, stehen im Liederbuch „Der Brummtopf“, Voggenreiterverlag, Bad Godesberg.)

Ein Rezept für Pfefferkuchenfiguren enthalten unsere Weihnachtshefte „Nun kommt für uns die schöne Zeit“ und „Mütter und Kinder zur Weihnachtszeit“. Dieses Rezept aus dem Kochbuch meiner Urgroßmutter (10 Pfund Mehl, pro Pfund je ein flacher Teelöffel Zimt und Kardemon, einen halben Teelöffel Nelken, 6 Pfund Honig, 2 Pfund Zucker, 1 bis 2 Pfund Schweineschmalz, eventuell 6 Eier, 75 Gramm Pottasche) muß nach meiner Erfahrung den heutigen Verhältnissen angepaßt werden. Nur wer eigenen Honig hat, der im Sommer gewonnen wurde, kann nach dem alten Rezept arbeiten. Der billige Importhonig, den es heute in Eimern zu kaufen gibt, ist sehr viel fester und süßer. Ich habe daher den Zucker ganz weggelassen und dafür auf zehn Pfund Mehl 8 bis 9 Pfund Honig statt 6 Pfund genommen. Ganze Eier machen die Figuren haltbarer.





Die in diesem Heft abgebildeten Figuren (Fischkreis, Vogelkreis, Hasenkreis als Tiere der drei Reiche, Adler, Jahresrad mit Vogel, Schimmelreiter, Spinnersche, Pferdeköpfe, Bock, drei Schicksalsfrauen und Herzblume) zeichnet man vergrößert auf Pappe (Maßstab: Spinnerin neun Zentimeter hoch). Die ausgeschnittenen Pappschablonen legt man auf den ausgerollten Teig und schneidet mit einem kleinen, spitzen Messer an den Rändern entlang. Die Figuren werden hellbraun gebacken, am anderen Tage mit der kleinsten Tüte einer Gerdaspritze angemalt, wobei man außer den hier gezeigten auch andere Möglichkeiten finden kann. Der Guß dazu braucht nur aus Puderzucker und Wasser zu bestehen. Für große Mengen Honigkuchen wird er sonst zu teuer. Vorsicht! Nur ein paar Tropfen Wasser oder Rosenwasser! Er darf nicht ohne Druck aus der Spritze fließen.

Lieder, die zu unseren Bräuchen gehören, finden wir in den ostpreußischen Liederbüchern: „Der Brummtopf“ (Voggenreiter-Verlag, Bad Godesberg) und „Mein Lied — mein Land“ (Kant-Verlag, Hamburg).

Zum Erntefest:

Mit lautem Jubel bringen wir
Leute steht auf
Hab durchs Fenster ich gesehen

Zu den Zwölften und zu Fastnacht:

Wir treten herein ohn' allen Spott
Wir kommen hereingetreten
Fasteloawend is jekoame

ferner der „Fasteldanz“ von Erminia v. Olfers-Batocki. Tänze zur Ernte und Fastnacht:

Danze, datt de Steebel kracht

(Ostpreußische Tänze für alle, aufgeschrieben von Hedwig von Lölhöfel, Abdrucke zu erhalten über die Abteilung Kultur der Landsmannschaft Ostpreußen)

Der Mensch bedarf der sichtbaren Zeichen für das Unsichtbare

MAGNUS FREIHERR VON BRAUN

Unsere Bräuche „hier und heute“

Antworten auf die anfangs gestellten Fragen nach dem ursprünglichen und dem heute noch gültigen Sinn der Festbräuche.

Ob die Ostpreußen das Festefeiern besser verstanden als andere Stämme?

Nein! „Pörschen“ wollen wir uns nicht mit einer solchen Behauptung! Wir finden ja in unseren Festbräuchen so viele Beziehungen zu denen anderer Landschaften. So sehen wir, daß überall in der ganzen Welt — bei primitiven wie bei hochentwickelten Völkern — deren Charakter entsprechende Bräuche leben, wenn die Überlieferung noch nicht von der städtischen Vergnügungsindustrie weggeschwemmt wurde. Überall dort, wo der Festbrauch noch ganz von religiösem Erleben durchdrungen ist, mag er gewiß dem unseren überlegen sein. Zwar kann man auch in Großstädten ursprüngliche Festbräuche finden, dennoch ist man dort immer noch anfälliger gegen Strömungen und Einflüsse von verschiedenen Mächten, die mit aller Raffinesse die Massen zu lenken versuchen. Ostpreußen, in dessen wenigen großen Städten der Charakter des ganzen Landes konzentriert war, hatte besonders viel von dem bewahrt, was an Bräuchen der Urbevölkerung wie der vielen Siedlerströme gewachsen war. Manches davon war jedoch schon vor vielen Jahrzehnten der Mode zum Opfer gefallen, während es in anderen Ländern, besonders im Südosten und in Gebirgstälern noch lebendig ist.

Haben wir hier unsere Bräuche verlernt?

Was schon zu Hause zu zerfallen begann, ist seit der Vertreibung erst recht gefährdet. Dazu kommt die Entwicklung der Städte, der immer geringer werdende Anteil ländlicher Bevölkerung. Nicht nur junge, auch ältere Menschen nehmen moderne städtische Lebensart an. Dieser und jener glaubt, unser ostdeutscher Charakter sei dem westlichen unterlegen und müht sich, seine Art zu unterdrücken. Oft wird der Wohnort gewechselt. Familien kommen auseinander, Verwandte kennen sich nicht mehr trotz sonstiger Beweglichkeit. Die Bewohner unserer Dörfer wissen kaum mehr etwas voneinander, wenn nicht ein Ortsbetreuer sie durch Rundbriefe und bei den Kreistreffen zusammenführt.

Hier und da auf dem Lande nehmen Einheimische und Vertriebene ihre Bräuche voneinander an, und das ist gewiß gutzuheißen. Sind die Bräuche deutscher Stämme und europäischer Völker doch oft aus gleichen Wurzeln gewachsen. Andererseits beklagen sich aber auch Hiesige, daß ihre Stammeseigenheiten, ihre Trachten, Lieder und Bräuche durch das Zusammenleben mit den „Zug“-

roasten“, oder wie wir sonst genannt werden, verlorengehen. Es ist daher eine schöne Aufgabe für uns, nicht nur eigene Bräuche weiterleben zu lassen, sondern uns auch an denen der Einheimischen mitzufreuen, sie mitzumachen, danach zu fragen und sie mit den unsren zu vergleichen.

In den Vertriebenensiedlungen, besonders in den von einem bestimmten Stamm bewohnten wie zum Beispiel der Ermländersiedlung, können Bräuche am leichtesten lebendig bleiben.

Die Frage nach dem Woher und Seitwann

läßt sich nicht immer genau beantworten. Am Vorkommen von Mundart, Lied, Tanz und Brauch erforschen Volkskundler die Wanderwege vieler Stämme. In Ostpreußen haben neben der Urbevölkerung Siedler aus allen deutschen Landen wie auch aus Masovien, Litauen und Frankreich ihre Bräuche mitgebracht. Die „Rosemucken“ geben ein Beispiel für die Herkunft eines Brauches aus mehreren Ländern.

Das Alter der Bräuche ist kaum zu ermessen. Ihr Ursprung liegt im Kultischen und liegt durchweg in vorchristlicher Zeit. Das sahen wir an Bräuchen, die seit der Christianisierung gewandelt oder umbenannt wurden: am Schimmelreiter oder „Hill Christ“, am Singen und Beten der Dannekinder, an den Dreikönigskleidern der Brummtopfsänger. Auch das uralte Kreuzzeichen bekam durch das Christentum neue Form und neuen Sinn. Der Widder aus dem uralten Tierkreis wurde in der Frühlingssonne zum Osterlamm. In vielen den Heiligen geweihten Festtagen lebt eine Fülle von Gestalten und Symbolen uralter Gottheiten weiter. An alledem erkennen wir, wie gut es möglich ist, daß sinnvolles Volksgut durch alle Wandlungen des Lebens, des Glaubens und Denkens hindurch erhaltenbleiben und in verschiedensten Ebenen miteinander harmonieren kann.

Den beiden Fragen nach dem Sinn unserer Bräuche — einst und heute — können wir noch viele hinzufügen:

Ist es möglich, das Überkommene zu erhalten, wenn so viele Voraussetzungen dazu fehlen?

Wer findet in unseren Industriestädten noch einen sauberen Bach, dessen Wasser die Vorstellung in uns erweckt, Gesundheit und Schönheit zu bringen? Wie lange müßte man durch dunkle Straßen gehen oder fahren, um aus dem Häusermeer auf einen Hügel zu gelangen, von dem aus man die Sonne aufgehen sieht?

Und wäre es nicht besser, wenn die Massen von Städter, die in das nächste Wäldchen strömen, dort junge Birkenbäumchen verschonten und das Laub an den Bäumen ließen statt eines Pfingstbrauches wegen alles abzureißen?

Wo kann man gesunde, unbestäubte und unbeschmutzte Heilkräuter pflücken? Wo bekommt man Pferdehaare für den Brummtopf her? Und einen Pferdeschlitten? Wo gibt es den noch?

Passen wir äußerlich und innerlich überhaupt noch zu all jenem Tun? Haben wir nicht viel zu viel verloren? Nicht nur wir, auch die andern? Oder haben wir, die wir alle Habe einbüßten, womöglich größere Reichtümer in uns mit-

genommen und bewahrt als mancher, dem Haus und Heimat blieb? Was gilt noch gesundes Leben? Wo es doch so viele Mittel und Mittelchen gibt. Wer wünscht noch Fruchtbarkeit? Sucht man nicht nach neuen Zaubermitteln, die das Gegenteil bewirken? Nicht einmal den Feldern und Bäumen wünscht man sie. Womöglich geht dann die Rechnung nicht auf. Massen herrlichsten Obstes werden vernichtet! Die Wirtschaft triumphiert über das Leben.

Unsere Erzähler ließen uns klar erkennen, daß dazumal die Wirtschaft dem Leben diene, nicht umgekehrt.

Wohin geraten wir nun? Und ist das alles unabänderlich? Beim Nachdenken und bei Gesprächen darüber kann das Wissen um den Sinn unserer Bräuche uns weiterhelfen.

Während der Erzählungen unserer Ostpreußen kehrten gewisse Bilder immer wieder: Feuer und Wasser, Tiere und Pflanzen, Sonne, Mond und Sterne. All das, was uns auch im Märchen und im Liede begegnet. Es sind die Lebensbringer, die den Wintertod austreiben, den Sommer wiederbringen, Not und Krankheit heilen, Liebe erwecken, Früchte reifen lassen.

Untertauchen im Wasser war seit Urzeiten schon ein religiöser Kult, ebenso wie Schläge mit der Rute, die Lebensgeister aufzufrischen, alles Kranke, Unheilvolle auszutreiben. Heute finden wir das auch in der Sauna und vielen naturheilkundlichen Einrichtungen, aber das Symbolische, die mythische Gestalt, die Poesie darin fehlt.

Heilkräuter und Fastenspeisen vermögen alle Schlacken aus dem Leibe zu treiben und gute Kräfte herbeizuführen. Zweige und Laub der **Bäume** (Birke und Weide im Frühjahr, Linde im Sommer, Fichte im Winter) bewirken das gleiche. Darum waren bestimmte Bäume bestimmten Gottheiten geweiht, ebenso die **Tiere**: Der Schimmel gehörte zum Preußengott Perkunos, Bock oder Bär zu Pikoll, der Adebar, der „Lebensbringer“, zum Frühlingsgott Potrimpos oder zu einer der Holle entsprechenden Frauengestalt. In den symbolischen Handlungen unserer Bräuche bringen Tiere dem Menschen Lebenskräfte, aber sie nehmen auch das mit, was ausgekehrt werden muß. Aus der letzten Garbe, aus der leeren Scheune entschlüpft der „Rasebock“, das Tier oder das Wichtelmännlein, der „Rasemock“. Uraltes Naturweistum steckt in diesen Symbolen, dargestellt mit einer Bildkraft, deren keine Wissenschaft fähig ist.

Alles, was das Wesen, das im Laufe von Jahrmillionen zum Menschen wurde, während seiner langen Entwicklung zurückließ, das schlüpfte in Tiergestalten und gab den Weg frei zur Höherentwicklung zum Menschen. Auch das Wichtelmännchen blieb auf dem Seitenwege als mißgebildete Kreatur, die dem Menschen hilft und ihn warnt, nicht auch in eine „Sackgasse“ zu geraten.

Ohne zu forschen und ohne zu rechnen hatte der Landmensch seit frühesten Zeiten ein Gefühl dafür, was die Natur mit Mensch und Tier vorhat. Darum erzählen unsere Märchen so oft von dem dritten Sohn, dem „Dummen“, der nicht viel weiß, aber durch sein richtiges Gespür vom Walten der Natur den Sieg davonträgt. So auch beim Rosemuckenjagen: Der Dumme, Uneingeweihte, Gefoppte bekommt den heilsamen Guß.

In den dunklen Zeiten um Weihnacht und Neujahr aber schlüpft der Mensch zurück in Tierlarven, fühlt sich in dunklen Urzustand versetzt und versteht

um Mitternacht die Sprache der Tiere. Etwas von den Dionysosfesten der Griechen, in früher Zeit als wilder Kult aus dem Osten hereingebrochen, lebt in Nordeuropa weiter. Der Bockmensch Satyr war das Symbol jener dunklen, halbtierischen, losgelassenen Urkräfte gewesen. Aber der dunkle Dionysos wurde von seinem Gegenpol, dem lichten, weisen Apoll gebändigt. Aus diesen beiden Polen erwuchs das Wesen des Europäers. Alles Zurücktauchen in wilde Naturkraft wurde im Brauchtum des Europäers gebannt, geformt und geordnet. Die Freude wurde zum Götterfunken und hob den Menschen über das Tier. Die Fastnacht in Europa, das wilde Ausgelassensein, ist ein Überbleibsel jener frühgriechischen Dionysosfeste. Aber ihre Formung und Ordnung bei der Bevölkerung verschiedener Landschaften geschah durch die bändigenden Kräfte europäischer Religiosität.

Unser ostpreußischer Fastnachtsbrauch mit seiner Freude an der Ordnung zeugt von einer hohen menschlichen Entwicklungsstufe und überragt alle Fastnachtsbräuche Süd- und Westdeutschlands. Hierauf können wir stolz sein. Zucht und Ehr' wird gefordert. Mag mancher darüber spotten, dem die von Wirtschaftlern und leider auch von Wissenschaftlern empfohlenen primitiven Orgien als fortschrittlich erscheinen. Unsere ostpreußischen Fastnachtsbräuche und die Lieder dazu haben Bauern und Arbeiter geschaffen und bewahrt. Sollten wir nicht Hochachtung vor ihnen haben?

Das sichtbare Unsichtbare

Ob es nun unmittelbare Freude an unseren Bräuchen ist, die in uns den Wunsch wachruft, sie allen Schwierigkeiten und Widerständen zum Trotz lebendig zu halten, — ob es das Nachdenken über den Sinn der Bräuche ist, das uns beschäftigt, — wir sehen: es gilt hier ein Land vor dem Verlorengehen zu bewahren, in dem tiefste Erkenntnisse farbigste, lebendigste Gestalt angenommen haben und zu Symbolen wurden, in denen „das Unsichtbare sichtbar wird“.

Wer sich dem Erlebnis eines Brauches heute noch ganz hingeben kann, sei es ein Johannisfeuer oder das Osterwasserholen oder das Kräutersammeln, dem wird darin der Zusammenhang zwischen Jahreslauf und Menschenleben, zwischen Erde und Kosmos offenbar.

Die Menschen früher Zeit, aus deren Zusammenleben unsere Bräuche erwachsen, haben schon das geahnt, was unser weiser Kant viel später verkündete: den Zusammenhang zwischen dem Leben im Weltall und dem Innenleben des Menschen.

In unserer letzten Frage geht es um die **Auswahl der Festbräuche für unser heutiges Leben in unserer jetzigen Umgebung.**

Hier wollen wir versuchen, den vorhin ausgesprochenen vielen Zweifeln zu begegnen.

Der geringe Teil von uns, der in Dörfern und Kleinstädten wohnt, wird Möglichkeiten für die meisten unserer Bräuche finden können. In mittleren und großen Städten müssen wir auf vieles verzichten, was uns zu Hause Freude bereitet. Und doch gibt es auch hier so manches, was im **Familienkreis** weiterleben kann.

Warum sollte zum Beispiel das Schmackostern nicht auch heutigen Kindern Spaß machen und wenn auch nur in der eigenen Familie? Beim Färben und Anmalen wollen wir Kinder im Schulalter tüchtig mittun lassen, ob man nun harte Eier mag oder nicht, — die Freude an den herrlichen Farben oder Mustern, dann am Suchen lassen wir uns nicht nehmen. Daß es gefärbte Eier heute schon Wochen vor Ostern in Läden zu kaufen gibt, ist eine Unsitte, der wir entgegenwirken wollen. **Die schönsten Freuden des Jahres liegen im Selbstgestalten unserer festlichen Gaben.**

Keine Zeit?! — Ach, für wieviele weniger sinnvolle und erfreuende Dinge hat man doch Zeit! Für die Hausfrau, die außerdem noch berufstätig ist, mag es nicht leicht sein, auch noch zu backen oder Eier zu färben. Wen diese Dinge aber wirklich freuen und erfüllen, der findet ein paarmal im Jahr schon ein paar Stündchen dafür. Ein großer Gründonnerstagskringel über das ganze Blech ist schnell geformt und erfreut, auch wenn heute die Familien und die Kuchenbleche kleiner sind. Ein paar kleine Birkenästchen zum Schmuck des Kringels kann auch der Städter besorgen. In der Weihnachtszeit macht das Formen unserer Figuren viel mehr Spaß als das mechanische Ausstechen. Es geht sehr schnell, wenn man in Übung ist. Mit einem Teig von zehn Pfund Mehl ist die Familie viele Nachmittage beschäftigt. Wer auch „drüben“ mit diesen Figuren Freude bereiten möchte, muß sie schon im November backen. Für den Weihnachtsbaum und die bunten Teller dann später. Es geht bei all solchen Gebäcken ja viel weniger ums Essen als um die Freude des Zubereitens und Gestaltens, vor allem um ihren Sinn und den schönen Anblick am Weihnachtsbaum und am Osterstrauß. Zu Ostern kann man aus der Phantasie sehr hübsche Hasen, Hähne, Lämmer und „Klückenesterchen“ aus hellem Teig formen und backen. Vorlagen für Festgebäcke finden sich in vielen Büchern. In den letzten 60 bis 70 Jahren, seit die Jugendbewegung damit begann, werden Anregungen zu eigenem Gestalten in den Festzeiten immer häufiger. Strohschmuck oder selbstgefertigte Rauschgoldfiguren werden dem industriellen Christbaumschmuck gerade in letzter Zeit immer mehr vorgezogen.

Dabei bemühen wir uns, nicht alles durcheinanderzuhängen. Bei uns wird der Baum abwechselnd ein Jahr mit Stroh, ein Jahr mit Gold geschmückt. Dazwischen hängen immer Äpfel: rote Jonathan oder goldgelbe Cox Orangenreinetten, die Honigkuchenfiguren, schön geordnet, daß sie alle zur Mitte kucken, dazu unsere aus Messingdraht spiralförmig gebogenen Lichthalter, deren Fortsetzung nach unten einen Haken bildet. So sitzen sie fest auf dem Zweig, wenn ein unten angebundener Apfel sie beschwert.

Der **Altjahrsabend** kann in der Familie oder unter Freunden durch unsere Bräuche — die wir, wenn nötig, der Zeit anpassen — verschönt werden. Wenn man alles recht hübsch vorbereitet und durchführt, wird man der sinnlos gewordenen Knallerei entgegenwirken können. Mancher steckt um Mitternacht noch einmal die Lichter an der Tanne an, singt oder liest etwas Besinnliches vor. Viele, die die Möglichkeit haben, entfliehen dem Trubel in eine Wald- oder Berghütte. So führt das heutige Leben zu neuen Bräuchen, ohne daß wir die alten verlieren oder vergessen.

Ganz andere Möglichkeiten als in den Familien haben wir in unseren **landsmannschaftlichen Gruppen**. Je kleiner die einzelnen Gruppen sind, desto leichter

können ostpreußische Bräuche wieder bei ihnen heimisch werden. In einem gemütlichen, dem Fest entsprechend geschmückten Raum wird man Schimmelreiter und Brummtopfsänger (wenn auch mit einem Pferdehaar-Ersatz) auftreten lassen können, wird sich mit Neujahrsprophezeihungen oder mit Kringelreißen vergnügen. In einem Riesensaal voller Menschen könnte man unsere Bräuche nur vorführen, ohne jeden daran zu beteiligen. Es wäre dann Theater und kein echter Brauch. Hier kann man aber von unseren Bräuchen erzählen. Der Festredner kann ihren Sinn seinen Worten zugrundelegen. Oder mehrere Landsleute berichten, wie sie zu Hause das betreffende Fest feierten. Die Tonbandaufnahmen unserer Erzähler sind geeignet, die Zungen zu lösen und zu eigenem Erzählen anzuregen.

Vor allem: Was in die Stube gehört, machen wir drinnen, was ins Freie gehört, tun wir draußen. Kein Roggenfeld auf der Bühne und erst recht kein Sonnwendfeuer!

Vielleicht kann ein Landsmann aus dem nächsten Dorf einen Platz fürs Johannisfeuer besorgen. Mancher Ausflug läßt sich mit manchem Brauch verbinden. Bräuche, zu denen Stille und Einsamkeit gehören und wenig Menschen, wie Osterwasser holen, Johanneskräuter suchen, kann man nie „organisieren“, nie mit einer größeren Gruppe unternehmen.

An kleineren Orten wird es gewiß möglich sein, daß junge Leute mit dem Brummtopf oder als Schimmelreiter, daß Kinder mit dem geschmückten Tannchen bei älteren Landsleuten einkehren. Diese einst kultischen Umzüge haben sich in reine Bettelgänge verwandelt. Vielleicht gelingt es uns, ihnen einen wiederum neuen Sinn zu geben. Vielleicht könnten die Umherziehenden nach Bekanntgabe Geschenke für unsere Altchen einsammeln und dann bei einem zweiten Umzug den alten Landsleuten diese Gaben überbringen. Eine schöne Arbeit unserer Frauen- und Mädchengruppen, das Gebäck dazu gemeinsam zu formen und zu bemalen.

Auch hier im Westen und Süden Deutschlands ziehen die Kinder in den Zwölften umher und singen Dreikönigslieder. Ihre Verkleidungen und ihre Lieder sind oft sehr dürftig. Wenn unsere Kinder dabei mitmachen, können sie gewiß mit Brummtopflied, mit Kostümen und glockengeschmückten Tannchen das Unternehmen bereichern.

Andererseits können wir — vor allem in den Dörfern des Alpenvorlandes — herrliche Weihnachts- und Dreikönigslieder dazulernen.

Mit ganz besonderer Liebe wollen wir unsere **Fastnacht** vorbereiten. Im vorigen Kapitel wurde gesagt, daß gerade im Fastnachtfeiern wir Ostpreußen allen anderen voraus sind. Das heißt nicht in Riesenorganisation und Massenumzügen, sondern in der sinnvollen, fröhlichen, aber beherrschten Feier. Ist es nicht möglich, daß wir Ostpreußen — zunächst in kleineren Gruppen — das zustandebringen, statt uns dem westlichen Trubel in seinen mehr oder weniger extremen Formen anzupassen?

Zugegeben: Faschingsfeste bringen etwas ein. Aber können wir unsere Dittchen nicht auch auf andere Weise erlangen? Würde nicht mit der Zeit ein Fest Anklang finden, das so ganz anders ist als das Übliche? Vielleicht gerade darum? Ein Fest, zu dem wir die Landsleute in Hemdärmeln und bunten We-

sten, in hübschen bäuerlichen Kleidern einladen ohne die albernen Kappen und Masken. Zu dem ein junger Bügelmeister gewählt, ein Bügel geflochten wird.

Vielleicht ist am Ort ein „Volkstanzmann“, den wir als Tanzordner bitten, wenn wir unter uns niemand haben, der das Urwaldgezappel gewohnte Volk richtig ordnen und anfeuern kann.

Er bringt sein Schifferklavier mit oder Schallplatten. So sparen wir die teure Kapelle.

Es werden ostdeutsche, westdeutsche, europäische Volkstänze getanzt, es wird gesungen, Theater gespielt. Bald ist die Mitternacht da. Wollen mal sehen, wie das Springen über den Bügel Freude macht! Die Gäste werden nicht genug davon bekommen. Wenn es am schönsten ist, wird aufgehört. Alles sammelt sich wieder. Nach gemeinsamem Schlußlied geht man auseinander.

Wem ein solches Fest gelingt, der leistet mehr für das Ansehen Ostpreußens, als wenn er schräge Musik und Komiker auf die Beine stellt. Versuchen wir es doch! Und nach anfänglichem Mißerfolg nicht die Flinte ins Korn werfen. Fehler erkennen und nächstes Mal auf ein neues! Es wäre schade, wenn diese herrliche Art, Fastnacht zu feiern, ganz unterginge.

Wir haben vieles verloren! Warum noch mehr?

Aber: wenn, dann ganz und echt! Der Bügeltanz gehört nicht als Einlage auf ein schräges Fest mit viel Fleisch und wenig Stoff. Es braucht einige vorbereitende Arbeit, um die Bereitschaft zu echtem Fastnachtfeiern in unseren Gruppen wachzurufen.

Alt und Neu — Herkunft und Zukunft

Es geht um mehr als um irgendwelchen Firlelfanz!

Wir leben in einer Welt, in der alle Werte gefährdet sind. Viele, die dazu berufen wären, den Menschen den rechten Weg zu weisen, lenken sie an unsichtbaren Fäden dorthin, wohin sie nicht wollen.

Sie bringen den Intellekt zur Herrschaft, verachten alle Arten von Glauben und „Aberglauben“, sind jedoch selber die größten Hexenmeister, indem sie „manipulieren“ und „integrieren“ und „entmythologisieren“, um die Menschen zu gut funktionierenden Drahtpuppen zu machen.

Wir wollen die Augen öffnen und das alles klar zu sehen versuchen. Die wirksamsten Vokabeln bei dieser Hexenmeisterei heißen „alt“ und „neu“. Das Neue: immer richtig! Das Alte: immer falsch!

„Wir wollen moderne Menschen sein, wir können das Rad der Zeit nicht zurückdrehen!“ So rufen sie und drehen und drehen. Aber nicht vorwärts, sondern zurück bis ins primitivste Halbtierdasein hinein. Wir können das sehen, überall. Für uns muß Fortschreiten ein Hinzufügen bedeuten, ein Sich-Weiten zum Ganzen, ein Zusammenfügen von Herkunft und Zukunft, zwischen denen Gegenwart nur ein sich immer verschiebender Punkt ist.

Unsere Herkunft mit allem Unvergessenen, Unvergangenen gibt uns Halt und Kraft, neue Jahresringe anzusetzen. In unseren Bräuchen finden wir das Wissen um unsere Herkunft. In ihrem magischen Zauber liegt das, was die Wissenschaften noch nicht gefunden haben, was aber heutige große Naturwissenschaftler glauben, einmal finden zu können. Einmal. In einer Zeit, in der alles Glauben und alles Wissen nach langer Trennung wieder zusammenfließt.

Wer das spürt, wird nicht dem „Modernen“ anhängen, sondern im Ganzen leben, das Herkunft und Zukunft, Weltall und Menschenseele umschließt. Rainer Maria Rilkes Gedicht sollte uns nachdenken lassen, Wort für Wort:

O das Neue, Freunde, ist nicht dies,
daß Maschinen uns die Hand verdrängen.
Laßt euch nicht beirr'n von Übergängen,
bald wird schweigen, wer das Neue pries.

Denn das Ganze ist unendlich neuer
als ein Kabel und ein hohes Haus.
Seht, die Sterne sind ein altes Feuer,
und die neuern Feuer löschen aus.

Glaubt nicht, daß die längsten Transmissionen
schon des Künftigen Räder drehn.
Denn Aonen reden mit Aonen.

Mehr, als wir erfuhren, ist geschehn.
Und die Zukunft faßt das Allerfernste
rein in eins mit unserm innern Ernste.

INHALTSVERZEICHNIS

Teil 1	Seite
Eine Handvoll Fragen zu unseren Festbräuchen	3
Vom Rasemuckenjagen und vom Schmackostern	4
Vom Kalmus und von der Alwieteschockel	10
Vom Johannisfeuer und von neunerlei Kraut	12
Vom Roggenband und vom Plon	14
Vom Weihnachtsschimmel und vom Pfefferkuchen	20
Vom Brummtopf und von den Dannekindern	23
Vom Schlorrhenschmeißen und vom Neujahrsbock	25
Vom Leinölbrot und vom Bügeltanz	27
Wie macht man das? oder: Wie moak wi dat?	30
Pfefferkuchenfiguren	31
Teil 2	
Unsere Bräuche „hier und heute“	34
Haben wir hier unsere Bräuche verlernt?	34
Die Frage nach dem Woher und Seitwann	35
Das sichtbare Unsichtbare	37
Auswahl der Festbräuche für unser heutiges Leben	37
Alt und Neu -- Herkunft und Zukunft	40